

# Aus Ringen werden Ketten.

Roman von Robert Kofler.

(12. Fortsetzung.)

„Verzeih mir, Hedwig, daß ich sie so genannt habe. Nur damals war sie das, was ich rücksichtslos ausgesprochen. Verzeih mir, ich habe das alles gründlich gebüßt. Schon bald kam ein bitterer Tropfen in meinen Freudenbecher. Ein paar Mal, wenn ich zu ihr kommen wollte, sagte sie mir unter einem Vorwand ab. Unter den Theaterleuten kam das Gerüde von einem neuen Liebhaber der Runewla auf; ein älterer, sehr vermöglicher Herr sollte der Begünstigte sein. Ein Rentier Deininger, den man mir im Theater zeigte. Jedesmal, wenn sie spielte, sah er in der Proszeniumloge und von der Bühne flog mancher verdächtige Blick zu ihm hinüber. Ich wurde fast rasend vor Eifersucht, wenn ich solch einen Blick bemerkte. Unsere Beziehungen hatten während meiner Herbstferien begonnen, jetzt war es um Weihnachten. Mein Fernsein in der Zwischenzeit hatte sie wohl veranlaßt, einen anderen Freund zu suchen. In einer Verfassung, die halb schon Geisteskrankheit war, hatte ich Weihnachten bei meinen Eltern verbracht. Aber nur die beiden Feiertage — der Onkel forderte mich zurück, sagte ich ihnen. Dann gleich wieder nach Nürnberg. Erst nach Neujahr empfing sie mich wieder — da sah ich einen Ring an ihrer Hand, einen neuen, den sie nie vorher getragen hatte. Er war aus einander gewundenen, goldenen Schlangen gebildet. Ich forderte Rechenschaft, von wem sie den Ring habe; sie lachte mich aus, wies mich, wurde zuletzt heftig und belog mich die Tür. Nun fing ich an, ihr aufzulauern in jeder freien Minute, besonders nach dem Theater, weil ich dann frei von Arbeit war. Einmal sah ich, wie sie mit diesem Herrn Deininger am Bühnenausgang in einen Wagen stieg, und hörte, wie er dem Kutscher die Adresse von einem eleganten Restaurant nannte, wo man in ungenierten Rabinetten miteinander souperieren konnte.“

Düringer schloß tief Atem. Es war so still im Zimmer, daß man das Rollen eines Wagens auf der Straße und einzelne Menschenstimmen deutlich vernahm. Ein Frauenlachen erklang dort unten, hell, heiter, grauhaft in seiner gegenläufigen Fröhllichkeit.

„Ich wußte damals kaum, was ich tat. Am Abend nach jenem, an dem ich die beiden zusammen gesehen hatte, war die Runewla unbeschränkt. Ich übertrug meine Freundschaft mit der Bitte, an diesem Abend wieder meine Rolle in der Bibliothek zu spielen. Das war sonst nur geschehen, wenn die Runewla zu tun hatte. Mein Zweck war diesmal, zu beobachten, ob Deininger zu ihr ging an dem freien Abend. Er — mein sogenannter Freund — war für seine drei Mark mit Vergnügen bereit, mich wieder zu vertreten. Als zu oft was es nicht geschah, vielleicht schließlich ein gewagtes Spiel. Jetzt aber war mir alles gleich; ich wollte dem Nebenbuhler aufauern um jeden Preis. Und ich hatte Glück — wenn man dies gute Wort so mißbrauchen will. Ich traf ihn ganz nahe bei der Wohnung der Runewla, auf einer einsamen Stelle über dem Wallgarten. Als ich ihn kommen sah, trat ich ihm in den Weg. Ich verbot ihm, zu der Runewla zu gehen, er lachte mich aus. Dies Lachen machte mich vollends rasend. Ich packte ihn an mit Gewalt, wollte verhindern, daß er den Weg fortsetze. Da geriet auch er in Wut; er war nicht mehr jung, aber kräftig. Wie kamen ins Ringen; meine wütende Leidenschaft machte mich ihm überlegen. Ich drängte ihn vor mir her — plötzlich sah ich, daß hinter ihm die Türe war, der Abstieg in den Wallgarten. Er ahnte wohl die Gefahr, sah mich an der Reife und fing an, mich zu würgen. Da riß ich mit einer ungeheuren Anstrengung seine Hände von meinem Hals und gab ihm einen Stoß, daß er hintenüber taumelnd hinab in die Tiefe stürzte.“

„O mein Gott, mein Gott!“  
„Damals rief ich auch zu Gott, wie du es heute tust. Entsetzen vor mir selbst packte mich an, Todesangst vor den Menschen. Ich sah mich um, ob niemand uns gesehen hatte — nein, kein Mensch war in der Nähe. Dann stieg ich auf einem Umweg hinunter in den Wallgarten, schlich mich wie ein verfolgtes Tier zu der Stelle, wo er lag. Ich hoffte noch, daß er am Leben wäre; der aber, den ich dort unten fand, war ein toter Mann. Ich hätte mich selbst anzeigen und Leute zur Hilfe herbeiholen sollen, aber ich war zu feige dazu. Auf einstmals Wegen lief ich nach Hause, direkt in den Arbeitsraum der Bibliothek, wo mein Vertreter saß. An den Wänden waren ein paar Spiegel; er sah mich in dem einen, und ich sah ihn darin. So sehr ich mit anderen Dingen beschäftigt war,

so weiß ich doch noch genau, wie das Grauen vor mir selbst immer härter wurde, während ich mein eigenes Bild so, so tot und lebendig vervielfältigt, gerade in jenem Augenblicke vor mir sah. Mein Stellvertreter besah eine kalte Ruhe, die mir auch bei geringeren Anlässen fehlte. Sobald er mich im Spiegel sah, rief er, ohne sich nur noch mir umzuwenden: „Bleib ruhig an der Tür dort stehen. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn dein Onkel dich hier in zwei Auflagen auf einmal sähe. Was zum Teufel ist geschehen, daß du so früh wiederkommst und aussehest wie ein Geist? Ich war trotz meiner Verzeihung und Angst klug genug, ihm zu gehorchen und an der Tür stehen zu bleiben. Von dort aus erzählte ich ihm, was geschehen war, erleichterte mich durch Selbstanklagen das Herz. „Ich habe gemordet, gemordet!“ rief ich ihm zu; denn ich empfand als Mord, was in Wirklichkeit ein in sinnloser Leidenschaft begangener Totschlag und halbe Notwehr gewesen war. Ich beschwor ihm, mir zur Flucht zu verhelfen, mir eine Verkleidung zu schaffen, in der ich fliehen könnte. „Warum?“ war alles, was er in seiner kühlen Art antwortete. „Du hast ein Alibi. Dein Onkel wird beschwören, daß du das Haus nicht verlassen hast. Und ich vertrete dich nicht. Es wird sich schon einmal eine Gelegenheit finden, bei der du dich reoanzieren kannst.“ Ich fing an zu hoffen, dankte ihm in überschwenglichen Worten. Und es ging wirklich so, wie er es vorhergesagt hatte. Zur Untersuchung kam es, der Tote selbst hatte durch die Aeußerung aus mich hingewiesen, daß er meine Eifersucht und mein leidenschaftliches Temperament fürchtete. Zum Glück für mich beschränkte sich das Gericht auf die eine maßgebende Frage, ob ich an dem Abend zu Hause gewesen sei oder nicht. Mein Onkel beschwor, daß ich die Wohnung nicht verlassen hätte, daß ich den ganzen Abend im Bibliothekszimmer bei der Arbeit gewesen wäre. Das entschied. Man kam zu der Ueberzeugung, daß der Tote verunglückt wäre, und ich war gerettet.“

„Gerettet!“ wiederholte Hedwig leise, doch ohne Befreiungston, wie ein mattes Echo. Ihr Gesicht hatte die Todesangst gleich einem Spiegel wiedergegeben, die bei den furchtbaren Erinnerungen in seinen Zügen wieder aufgelebt war.

Milde schloß Düringer für ein paar Sekunden die Augen, dann hob er langsam den Kopf und sah Hedwig fest ins Gesicht. „Nun ist es heraus. Du weißt nun, was du wissen solltest. Was daraus kommen wird, muß ich tragen — ich hab' es in all den Jahren gelernt, manches zu tragen.“

„Zu tragen — was?“  
„Er, der mir geholfen hatte, kannte seinen Preis. Anfangs, als ich selbst noch in beschränkten Verhältnissen war, blieb er ziemlich bescheiden. Vor Ostern aber starb mein Großvater, wir wurden vermöglicher, und nun ging er mich mit Bitten an, ihm die Mittel zu geben, ein Schauspieler zu werden. Ich tat es, war froh, mich dankbar zeigen zu können. Darob lieber selbst und ließ ihm zukommen, was ich erübrigen konnte. Das ging eine Zeitlang so hin. Bis er einnahm, daß er es als Künstler doch nie zum höchsten bringen würde. Das muß ihm furchtbar getroffen haben. Seit jener Zeit fing er an zu trinken, zu spielen, verlor und schrieb mir Briefe, daß ich ihm helfen sollte. Mit schweren Opfern hab' ich es immer wieder getan. Als ich ihn endlich ein paar Mal abwieß, ging er von Bitten zu Drohungen über. Die Kenntnis von meiner Schuld gab ihm Gewalt über mich. So hat sich's immer weiter hingezogen bis vor kurzer Zeit.“

„Ich weiß es.“  
„Du weißt?“  
„Ja — durch einen Zufall. Ich fand seine Briefe unter einer Schublade in deinem Sekretär.“

„Dort hatte ich ein paar von ihnen verstreut, um im Notfall eine Waffe gegen ihn zu haben. Wenn du sie schon kennst, kann ich es mir ja sparen, sie dir zu zeigen.“

Sie antwortete nicht. Ein Schweigen trat ein, so lastend schwer, daß Düringer es gleich einem auf gelegten Gewicht empfand. Ein paar Mal setzte Hedwig vergeblich zum Sprechen an; endlich brachte sie eine Frage heraus.

„Du willst auch jetzt noch nicht mit anderen darüber sprechen?“

„Aber mit Rittern — nein. Ich habe geschwiegen und werde schweigen. Denn ich weiß, wenn diese Schuld bekannt wird — mag sie verjährt sein oder nicht — ist meine Stellung dahin, ich bin entehrt in den Augen der Welt. Und wenn ich selbst für mich allein es tragen wollte, um deinetwillen, um Ellis willen darf es nicht geschehen.“

Er sah sie an und sah, daß ihre Aufmerksamkeit nur halb seinen

Worten gehörte, daß ihre Gedanken bei anderen Dingen weilten, die sie viel wichtiger fesselten. Sie kämpfte mit aller Macht; sie nicht laut werden zu lassen; sie preßte die Hände fest ineinander und beugte sich nieder, ganz tief, als wenn sie eine mächtige Bewegung mit Gewalt unterdrücken wollte.

Dann aber brach es doch plötzlich aus ihr hervor mit leidenschaftlichen Tränen und leidenschaftlicheren Worten.

„Alles um sie — alles um sie! So lange, lange hast du sie gekannt, hast sie geliebt, sie allein!“

„Hedwig! Hedwig!“  
„Ja, ja, ja — sie nur ist es gewesen, die du geliebt hast alle die Jahre hindurch. Wenn du mir von Liebe gesprochen hast, wenn ich in deinen Armen gelegen habe — du hast immer nur an die eine gedacht! Sobald sie hierherkam, hat es dich wieder zu ihr getrieben.“

„Das hat es, ich gestehe das ein. Aber es war ganz anders, als du denkst. Meine Liebe zu ihr war ausgelöscht mit meiner furchtbaren Tat. Nur als ich hörte, sie wäre hier, da hat es mich doch mit Gewalt getrieben, sie wiederzusehen. Aber nicht aus Liebe. Mich trieb eine sonderbare, geheimnisvolle Begierde, zu wissen, ob dieses Weib, um dessenwillen ich so Schreckliches getan hatte, denn wirklich so gefährlich und verführerisch wäre. Und ich wollte vor allem wissen, ob sie selbst einen Verdacht gegen mich hegte wegen der Tat in Nürnberg. Sie sprach nicht mehr davon, das heißt, einmal nur, als ich den Ring an ihrer Hand erklidete, den ihr Deininger geschenkt hatte. Weil sie sah, daß der Anblick mir unangenehm war, sagte sie mir, sie wollte ihn nie mehr tragen, und zog ihn von Finger. Aber ein Verdacht gegen mich war nicht in ihr. Andere Gedanken und Gefühle beschäftigten sie; denn sie war jetzt in mich verliebt wie früher ich in sie. Nur für Augenblicke noch übten ihr Wesen und ihre Schönheit einen gewissen Reiz auf mich aus. Mein Herz war seit Jahren bei dir; darum bin ich an jenem Abend auch nicht zur Runewla hinaufgegangen, die mich erwartete.“

Düringer hätte nicht sagen können, ob Hedwig seine Worte gehört und verstanden hatte. Sie sah, das Gesicht in den Händen verborgen, und schluchzte stumm vor sich hin. Mitleid und Reue flammten heiß in ihm auf. Er trat tiefe nahe zu ihr heran.

„Höre mich, doch, Hedwig, liebe Hedwig, weine nicht so. Nun ist ja nichts Fremdes, Unausgesprochenes mehr zwischen uns. Komm, sieh mich einmal an, beruhige dich doch. Glaube mir, daß ich dich unbeschreiblich lieb habe, Hedwig, wenn ich es auch nicht mehr verdiene, von dir geliebt zu werden.“

Er beugte sich zu ihr nieder, legte die Hände an ihre Schläfen, wollte sie küssen. Aber sobald sie seine Berührung spürte, fuhr sie zurück, sprang empor und rief: „Ich kann es nicht, kann es nicht — oh, dies alles ist ja furchtbar!“

Damit stürzte sie zur Tür und aus dem Zimmer hinaus.

Es war schon halb neun Uhr morgens, aber Julius von Ritter lag noch in seinem Bett im Hotel Continental. Er hatte am Tag und Abend vorher ansehnliche Dosen von Aspirin zu sich genommen, hatte vorzüglich geschlafen und seine Tätigkeit damit begonnen, daß er einen Bittolo zur Apotheke jagte, um Emser Wasser für ihn zu kaufen. Als er ein paar Gläser davon mit heißer Milch getrunken hatte, war er noch einmal für ein Stündchen eingeschlafen, fühlte sich nun merklich wohl und war sehr guter Laune, weil der drohende Katastroph im Abmarsch begriffen schien.

In diesem angenehmen Gefühl stand Ritter auf, klebete sich, eine Melodie aus der „Böhème“ pfeisend, mit langamer Behaglichkeit an, gab Auftrag, sein Zimmer sofort in Ordnung bringen zu lassen, und begab sich dann hinunter in den Frühstücksaal, wo er sich nach englischer Art mit Pfefferkuchen, Tee und geröstetem Brot für den Tag häufte.

Als er wieder in sein frisch hergerichtete Zimmer kam, war es bereits fünf Minuten vor zehn Uhr, und er hatte sich kaum eine Zigarre angezündet, als ein Klopfen an der Tür ertönte, und Bruno gleich darauf eintrat.

Ritter lud ihn mit großer Herzlichkeit zum Sitzen ein, wart aber zugleich einen besorgten Blick auf sein bleiches, umbüsteres Gesicht.

„Nun, alter Junge, hast ihr gut gefeiert?“

„Nein. Gar nicht.“  
„Gar nicht? Warum?“

„Ich höhe mich in der Hast entschlossen, meiner Frau von einer Sache Mitteilung zu machen, von der ich bisher niemals mit ihr gesprochen hatte. Mir war das Bewußtsein gekommen, daß ich damit ein Unrecht begangen hatte. Meiner Frau gegenüber und ebenso dir. Anderen Menschen bin ich keine Rechenschaft schuldig, werde sie auch keinem geben. Aber euch beiden bin ich's.“

„Diese Mitteilung hat euch die Freude gestört?“

„Ja. Von Freude war und ist keine Rede mehr.“

„Sie wird wiederkommen.“  
„Ich fürchte: nein. Aber höre mich an. Ich will dir sagen, was ich gestern meiner Frau gesagt habe.“

Sie setzten sich einander gegenüber auf ein paar Klüßelchen, und Bruno begann seine Bericht, unterbrach ihn mit keinem Worte; nur auf seinem lebhaften Gesicht spiegelten sich die Eindrücke von des Freundes Erzählung. Erst als Düringer zu Ende war, sprach er selbst.

„Ich brauche dir wohl kaum zu sagen, alter Junge, daß diese Vergangenheitsstragödie an sich mir nicht sehr tragisch erscheint. Jedenfalls höchst verständlich. Um den Herrn Deininger wird es auch kaum schade gewesen sein. Wichtig ist nur, was daraus für dich entstanden ist und wie deine Frau die Sache nimmt.“

„Sie verschleht ihr Gefühl wieder in sich selbst, wie sie es zu tun gewohnt ist. Ein leidenschaftlicher Ausbruch gestern, heute stumme Verschlossenheit. Eins fällt mir auf, so weit sie sich überhaupt geäußert hat. Sie scheint unter der auf mir liegenden Schuld weniger zu leiden als darunter, daß ich die Runewla schon vor Jahren getannt und in jener Zeit auch wirklich geliebt habe.“

„Das ist ihr gutes Recht als Frau, nach dem Gefühl zu urteilen. Und es freut mich für dich, wenn sie sich nur in ihrer Liebe getränkt fühlt. Solche Wolken der Liebe ziehen vorüber. Aber diese Sache müßt ihr miteinander abmachen; ihr werdet schon fertig damit werden. Ernsthafter scheint mir die Geschichte mit deinem Erpresser. Das ist ja ein netter Junge! Frißt Geld wie Heu, nicht wahr? Sage mir vor allen Dingen, wie du die Sache nun zu fassen denkst?“

„Ich denke zu tun, was ich bisher getan habe: nichts.“

„Nichts?“  
„Meine Frau hat vermeintliche Schande genug durch mich gehabt; wirkliche Schande will ich ihr ersparen. Der Welt gegenüber bin ich durch deine Hilfe jetzt rehabilitiert. Ich denke mich verlesen zu lassen und kann dann weiter leben wie bisher, ohne sichtbaren Mangel auf meinem Namen, wie sich auch sonst mein Dasein gestaltet.“

„Du willst weiter schweigen, diesen Lumpen weiter füttern mit deinem guten Gelde?“

„Wenn es nötig ist, ja.“

„Zeig' ihm die Zähne, schaffe dir ein' für allemal Ruhe vor ihm.“

„Er würde mich sofort beim Gedächtnis benutzieren, wenn ich das versuchte.“

„Gestatte, daß ich daran sehr lebhaft zweifle. Dieser nachgemachte Substant in Nürnberg und dieser nachgemachte Regierungsrat hier sind nach der Logik der Dinge doch zweifellos identisch. Dein Erpresser hat also notwendig auch die arme Person, die Runewla, ermordet — nicht wahr?“

„Meiner Ueberzeugung nach, ja. Einen positiven Beweis aber haben wir dafür nicht.“

„Zweifellos ist er's. Und ein Mörder macht immer einen weiten Bogen um das Gericht. Außerdem sind Erpresser an sich immer feige Lumpen, ihrer Naturgeschichte nach. Er wird tückisch wie ein Hund, sobald er die Peitsche sieht. Niemals mehr als jetzt war er in deiner Gewalt.“

„Vielleicht, — vielleicht auch nicht. Ich will es nicht auf eine Probe wagen. So lange Jahre hab' ich geschwiegen, selbst gegen euch. Das war ein Unrecht, und ich habe jetzt versucht, es gutzumachen. Aber der Welt gegenüber will ich bleiben, der ich war.“

„Also weiter schweigen?“  
„Ja.“

„Gut; jeder muß wissen, was ihm zuträglich ist.“

„Ich hoffe, daß ich es weiß. Dich aber muß ich bitten, die Polizei nicht auf diese Spur zu hegen.“

„Das will ich dir versprechen,“ antwortete Ritter mit besonderer Betonung und gab ihm die Hand.

„Ich danke dir. Es hat mir wohlgetan, mich auch dir gegenüber auszusprechen. Aber jetzt muß ich gehen. Ich soll um halb zwölf Uhr beim Regierungsratspräsidenten sein.“

„Hoffen wir, daß er dir ein kleines Pflaster auf deine Wunden legt. So ein „Ober“ vor den Regierungsrat oder dergleichen. Umsonst braucht man doch nicht unschuldig ein paar Wochen im Loch zu sitzen.“

„Das alles kümmert mich wenig. Wäre nur Hedwig — aber leb' wohl.“

„Leb' wohl, altes Haus. Und immer den Kopf hoch, wenn auch der Wind einmal den Hut herunterweht.“

Mit einem schwachen Versuch zum Lächeln ging Düringer hinaus. Ritter begleitete ihn bis an die Tür, kam dann zurück, begann eine Melodie aus der „Böhème“ noch einmal zu pfeifen, brach aber mitten darin ab und blieb mitten im Zimmer stehen, um einen kleinen Monolog zu halten.

„Das hab' ich dir mit gutem Gewissen versprochen, mein guter Bruno, daß ich die Polizei nicht auf diese Fährten hegen will. Aber selber ein wenig Polizei zu spielen, das hast du mir nicht verboten, und ich hab' es dir nicht versprochen. So etwas wie

Sicherheitspolizei für einen guten Freund. Wer sich nicht selber helfen will, dem müssen andere helfen.“

Sein Kinn mit einer Hand reibend, überlegte Ritter eine kleine Weile stumm; dann gab er seinen Gedanken wieder Worte. „Das wäre doch ein „Testimonium pauperatis“, wenn ich den Lumpen auf die vorhandenen Indizien hin nicht herausbrächte. Daß er Schauspieler ist, wissen wir, daß er Kollege der Toten war, ist höchst wahrscheinlich. Damit ist schon ein enges Netz gezogen, in dem wir den Vogel fangen können. Und außerdem haben wir die Briefe. Ja, mein lieber Bruno, wenn die nicht wären! Aber sie sind, ich habe sie gelesen, habe die Abschriften dort in der Schublade und ihre Handchrift fest eingegraben in meinem Hirnkasten. Ich wäre doch ein Esel, wenn ich mit ihrer Hilfe nicht ans Ziel käme, und ein Esel wäre ich nur ungern. Also los!“

Er hüllte sich hastig in seinen Doppelpelz, ließ durch den Hotelportier ein Auto herbeifahren und gab dem Chauffeur Auftrag, zum Stadttheater zu fahren. Ein wenig davon entfernt stieg er aus und ging, um sein Aufsehen zu erregen, zu Fuß nach dem Bühneneingang, den er frei von Theaterangehörigen fand; es war offenbar gerade Probe. Den Bühnenportier gewann er sich durch ein reichliches Trinkgeld rasch zum Freund und erreichte durch ihn sein Ziel, ein Verzeichnis aller dort engagierten Künstler einzufahren. Er notierte sich alle männlichen Personen, deren Vor- oder Zunamen mit einem G begann, und bemerkte zu seiner Genugtuung, daß nur drei von den Herren den verhängnisvollen Buchstaben in ihrem Namen führten: Hans Gregori, Georg Frant, Wilhelm Giesebrecht.

„Euch wollen wir uns einmal näher ansehen“, murmelte Ritter und nickte den drei Namen liebevoll zu.

Sobald er wieder im Hotel angekommen war, ließ er sich im Schreibzimmer nieder und verlas drei böllig gleichlautende Briefe an die drei Schauspieler, in denen er anfragte, ob sie die Güte haben möchten, sich an einer Wohltätigkeitsveranstaltung zu beteiligen. Er würde, wenn sie zustimmten, persönlich bei ihnen versprechen und bäte sie, für diesen Versuch eventuell gleich die Zeit anzugeben, zu der er das Vergnügen haben würde, sie zu Hause anzutreffen.

Als er die drei Schriftstücke dem Hotelbriefkasten überliefert hatte, vertiefte er sich die Zeit, so gut es ging, in wohlgeheizten Wintergärten seines Hotels. Temperatur und Vegetation befähigten hier ein wenig die Sehnsucht nach der verlassenen Dase. Am Abend fuhr er ins Stadttheater, weil einer der drei Künstler, denen er geschrieben hatte, als Rhadames in der „Aida“ auf dem Zettel stand. Aber das ausdruckslose Gesicht eines biden Tenors, den er in diesem Herrn Giesebrecht kennen lernte, war ihm zu wenig interessant, um lange dort auszuhalten.

Am andern Morgen — es war ein Freitag — erhielt Ritter einen ersten Antwortbrief, in dem Herr Gregori, der Held und Liebhaber am Stadttheater, wegen dienstlicher Ueberanstrengung seine Mitwirkung bei der Wohltätigkeitsveranstaltung lebhaft bedauernd ablehnte. Ritter versetzte den Brief sofort in den Papierkorb. Ein Blick hatte für ihn genügt, um zu erkennen, daß diese Handchrift nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit der gesuchten zeigte. Nachmittags erfolgte die Antwort von Herrn Giesebrecht, gleichfalls rasch dem Papierkorb überantwortet, abends die von Georg Frant. Mit einem Zune freundiger Ueberzeugung begrüßte Ritter schon die Adresse, und beim Lesen des Briefes rief er: „Du bist es — wahrhaftig — du bist es!“

Ja, da lag sie vor ihm, die gesuchte Handchrift. Ein wenig zitteriger noch in der Aeußerung als in dem letzten der Briefe, die Frau von Düringer ihm gezeigt hatte, trotzdem aber unverkennbar in jedem Buchstaben. Es war ihm gelungen, eine Brücke zu schlagen in unbekanntes Land hinüber!

Der Schauspieler antwortete höflich, daß er sich gern an der Wohltätigkeitsveranstaltung beteiligen wolle und Ritters Besuch um elf Uhr am Sonntag vormittag erwiderte, um Näheres mit ihm zu verabreden. Am Sonnabend sei er zu sehr durch Proben für eine Novität in Anspruch genommen.

Als Ritter den Brief ein paar Mal gelesen hatte, trat er vor den Spiegel über der Heizvorrichtung, die wie ein Marmoraltäre gestaltet war, winkte seinem lächelnd aus dem altgoldenen Rahmen hervorschauenden Ebenbilde freundlich zu und sagte: „Das hab' du gut gemacht, mein lieber Julius.“

Dann griff er aufs neue zu dem Briefe, ging mit ihm in der Hand ein paar Mal im Zimmer auf und ab, während er die Zeilen wieder und wieder las, und sprach dann ein paar Worte zu seinem Verfasser. „Du bist morgen durch Proben in Anspruch genommen, bist also nicht zu Hause. Da wollen wir deiner Wohnung einmal einen Besuch machen. Es ist besser, die Höhle des Löwen zunächst ohne den Löwen zu besichtigen.“

Als Ritter den Brief ein paar Mal gelesen hatte, trat er vor den Spiegel über der Heizvorrichtung, die wie ein Marmoraltäre gestaltet war, winkte seinem lächelnd aus dem altgoldenen Rahmen hervorschauenden Ebenbilde freundlich zu und sagte: „Das hab' du gut gemacht, mein lieber Julius.“

Dann griff er aufs neue zu dem Briefe, ging mit ihm in der Hand ein paar Mal im Zimmer auf und ab, während er die Zeilen wieder und wieder las, und sprach dann ein paar Worte zu seinem Verfasser. „Du bist morgen durch Proben in Anspruch genommen, bist also nicht zu Hause. Da wollen wir deiner Wohnung einmal einen Besuch machen. Es ist besser, die Höhle des Löwen zunächst ohne den Löwen zu besichtigen.“

Als Ritter den Brief ein paar Mal gelesen hatte, trat er vor den Spiegel über der Heizvorrichtung, die wie ein Marmoraltäre gestaltet war, winkte seinem lächelnd aus dem altgoldenen Rahmen hervorschauenden Ebenbilde freundlich zu und sagte: „Das hab' du gut gemacht, mein lieber Julius.“

Dann griff er aufs neue zu dem Briefe, ging mit ihm in der Hand ein paar Mal im Zimmer auf und ab, während er die Zeilen wieder und wieder las, und sprach dann ein paar Worte zu seinem Verfasser. „Du bist morgen durch Proben in Anspruch genommen, bist also nicht zu Hause. Da wollen wir deiner Wohnung einmal einen Besuch machen. Es ist besser, die Höhle des Löwen zunächst ohne den Löwen zu besichtigen.“

Als Ritter den Brief ein paar Mal gelesen hatte, trat er vor den Spiegel über der Heizvorrichtung, die wie ein Marmoraltäre gestaltet war, winkte seinem lächelnd aus dem altgoldenen Rahmen hervorschauenden Ebenbilde freundlich zu und sagte: „Das hab' du gut gemacht, mein lieber Julius.“

Dann griff er aufs neue zu dem Briefe, ging mit ihm in der Hand ein paar Mal im Zimmer auf und ab, während er die Zeilen wieder und wieder las, und sprach dann ein paar Worte zu seinem Verfasser. „Du bist morgen durch Proben in Anspruch genommen, bist also nicht zu Hause. Da wollen wir deiner Wohnung einmal einen Besuch machen. Es ist besser, die Höhle des Löwen zunächst ohne den Löwen zu besichtigen.“

Als Ritter den Brief ein paar Mal gelesen hatte, trat er vor den Spiegel über der Heizvorrichtung, die wie ein Marmoraltäre gestaltet war, winkte seinem lächelnd aus dem altgoldenen Rahmen hervorschauenden Ebenbilde freundlich zu und sagte: „Das hab' du gut gemacht, mein lieber Julius.“

Als wenn Deutschland seinen Ruf bei Ritter verbessern wollte, ließ es die Sonne heiter von einem blauen, wolkenlosen Himmel scheinen, als dieser nächste Morgen hell und milde heraufkam. Ritter verzichtete nach sorgfältiger Prüfung des Thermometers auf seine Pelzjade und hüllte sich für die Fahrt nach der Wohnung Frants nur in den einfachen Pelz.

Das Haus, in dem der Schauspieler wohnte, lag an einer stillen, altmodischen Seitenstraße des Waldes, wo noch wohlfeile Wohnungen hinter behaglichen Fachwerkhäusern zu finden waren. Ehrwürdig-behaglich zeigte sich auch das Innere des Gebäudes, als Ritter die schmale, in der Mitte mit einer Treppe mit sauber geschuerten Stufen zum ersten Stockwerk hinaufstieg. Hier gab es noch keine geschlossenen Korridore; die Zimmertüren mündeten unmittelbar auf einen langen, schmalen Vorplatz, der von einem winzigen Fenster an der Schmalkseite her spärliches Licht empfing. Ritter mußte die Augen erst ein wenig an diese malte Beleuchtung gewöhnen, bevor er auf einer Bifitentarte an der mittelften der Türen Frants Namen erkennen konnte. Sein Klopfen an der braungefärbten Tür blieb erwartetermaßen unbeantwortet, an der Wand daneben zeigte sich aber der blanke Messinggriff einer Klingel.

Ein weißes Porzellanbild neben ihr verkündete, daß Frau Beder mit ihrer Hilfe zu erreichen sei.

Ritter zog die Klingel, und auf ihr merklich helles, vergnügtes Kläuten hin öffnete sich die neben dem Korridorfenster gelegene letzte Tür. Eine laubere, noch junge Frau in häuslicher Arbeitskleidung mit einem Kinde auf dem Arm erschien, um nach seinem Begehren zu fragen. Er zeigte auf die Mitteilung, daß Herr Frant nicht zu Hause sei, lebhaftes Erstaunen und Mißbehagen.

„Das ist ja merkwürdig. Er hat mir geschrieben, daß ich ihn heute zu Hause treffen würde.“  
„Heute? Nein, das muß ein Irrtum sein. Er hat ja doch Probe.“

„Hat er das ausdrücklich gesagt? Könnten Sie sich nicht irren, Frau Beder? Was haben Sie für ein reizendes Kind! Ist es ein Mädchen?“  
Die Mutter, deren von Anfang an freundliches Gesicht sich noch mehr aufhellte, bestätigte, daß es tatsächlich ein Mädchen sei, daß es Anna heiße wie sie selbst und eine Menge von Tugenden besitze, die sie anzählte. Ritter bewies die freundlichste Teilnahme, tätschelte das Kind, ließ es mit seiner Taschenuhr spielen und lachte ihm zu, so daß er im Laufe von fünf Minuten die Herzen der großen und kleinen Anna Beder im Sturm gewonnen hatte.

Sobald er seinen Sieg für gewiß hielt, fing er wieder an, von Frant zu sprechen. „Glauben Sie wirklich, daß er heute Probe hat? Seinem Briefe nach, meine ich, muß er jeden Augenblick zurückkommen. Wenn ich hier nur irgendwo auf ihn warten könnte!“

„Ja, wenn der Herr zu mir herkommen möchten“, sagte Frau Beder ein wenig zögernd.

„Nein, nein, Sie will ich nicht stören. Sie sind gewiß bei häuslicher Arbeit. Ich rieche so etwas wie Seifengeruch von Wäsche oder dergleichen — da kommt man einer Hausfrau so ungelegen wie möglich. Nein, wenn ich nicht etwa im Zimmer von Herrn Frant wohnen darf.“

„Aber gewiß,“ entgegnete Frau Beder mit einem vertrauensvollen Blick auf seinen eleganten Pelz. „Doch ich darf auch nicht gekommen bin. Ausgeräumt ist es schon und auch noch ganz gut warm, weil ich morgens immer gleich Feuer mache. Nur einen Augenblick, ich hole den Schlüssel.“

Sie verschwand in ihrem Zimmer, und Ritter vernahm durch die offene Tür ein paar Ermahnungen an Klein-Annen, ganz artig ein wenig allein zu bleiben. Dann erschien die Frau wieder, ohne Kind, aber mit einem Schlüssel in der Hand.

Sie öffnete — Ritter trat ein in das Zimmer des Mannes, von dem er Schlimmes dachte und Schlimmeres vermutete. Trotz des Pelzes lief ein leichter Schauer über seinen Körper, obwohl der vor ihm aufgetane Raum nichts Unheimliches oder Abscheuliches an sich hatte. Das Morgenlicht kam freundlich durch zwei Fenster herein und beleuchtete die bescheidenen Einrichtung. Auf den Beruf der Bewohner wies außer ein paar Schauspielerbildern an den Wänden lediglich ein vergilbter Vorbertrag hin.

Ritter setzte sich auf einen mit billigen Kattun überzogenen Stuhl und sagte: „So, hier will ich warten. Gernieren Sie sich meinewegen gar nicht, Frau Beder; Sie haben sicher viel Arbeit.“

„Da ich ihn erst heute kennen lernen soll, wäre das zu viel gefagt. Aber wenn Sie mir etwas über ihn mitzuteilen hätten — ich interessiere mich sehr dafür.“

„Da ich ihn erst heute kennen lernen soll, wäre das zu viel gefagt. Aber wenn Sie mir etwas über ihn mitzuteilen hätten — ich interessiere mich sehr dafür.“

„Da ich ihn erst heute kennen lernen soll, wäre das zu viel gefagt. Aber wenn Sie mir etwas über ihn mitzuteilen hätten — ich interessiere mich sehr dafür.“

(Fortsetzung folgt).